

1. Das vorschulpflichtige Alter

Autor(en): **Müller, Nina**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **28 (1918)**

Heft 1-2

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-789199>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

HAUS, SCHULE UND STAAT MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER JUGENDWOHLFAHRT. BERATUNGEN DER JAHRESVERSAMMLUNG DES SCHWEIZERISCHEN LEHRERVEREINS, 23. SEPTEMBER 1917, IN LUZERN.

1. DAS VORSCHULPFLICHTIGE ALTER. VORTRAG VON NINA MÜLLER, SEKUNDARLEHRERIN, LUZERN.

Wir leben in einer Zeit, da in bezug auf den Menschen die Zahl fast alles gilt, die Einzelpersönlichkeit sehr wenig. Das führt zu beinahe willkürlichen Verschiebungen der Menschen, weg von aller-nächsten, naturgemässen Pflichten zu ihnen viel ferner liegenden Aufgaben. Auf dem Gebiete der Erziehung äussert sich diese all-gemeine Tatsache in zwei Folgeerscheinungen: in der Notwendigkeit des Ersatzes der natürlichen Erzieher durch fremde und in der Notwendigkeit, bei der Gruppierung gemeinsam zu pflegender und zu erziehender Kinder von der Familienzugehörigkeit abzusehen und dabei über die durchschnittliche Zahl einer Geschwisterschar weit hinaus zu gehen. So entstehen, soweit das vorschulpflichtige Alter und normale Kinder in Betracht fallen, Anstalten, die teils das Elternhaus ersetzen sollen, Säuglingsheime, Kinderheime im engern Sinne des Wortes für normale Kinder, die aus anormalen Verhältnissen weggenommen werden müssen und ihrer dauernden Unterbringung harren, und Einrichtungen, die das Elternhaus nur ergänzen wollen: Krippe, Kindergarten, Kinderhort.

Für die Proletarierschicht steht das Bedürfnis nach Ersatz- und Ergänzungsanstalten ausser Frage; dieses Bedürfnis hat die neuzeitlichen Einrichtungen ja erst ins Leben gerufen. Dass die Familie des Mittelstandes der Ergänzung durch Säuglingsheim, Krippe und Kinderhort in der Regel entraten kann, führt oft zu dem zu weit gehenden Schluss, dass hier die Erziehung sich noch unter natur-gemässen Bedingungen vollziehe. Man vergesse aber nicht die nachweisbar zunehmende, teils unmittelbare Erwerbstätigkeit der ver-heirateten Frauen im eigenen Handels- und Gastwirtsgeschäft, als Schneiderin oder Modistin, und die mittelbare Erwerbsarbeit der Frauen so vieler Ärzte, Zahnärzte, Anwälte usw. durch Führung des Buch- und Rechnungswesens. Die Stützen all dieser Hausfrauen sind zugleich die Vizemütter der Kinder. In den Häusern der Reichen

aber waltet züchtig und herrschet weise: die Amme, die Bonne, die Erzieherin und, wenn es hoch hergeht, der Hauslehrer; eine Ordnung der Dinge, die nur des Reizes der Neuheit entbehrt.

Noch sind wir nicht der Natur genügend entfremdet, als dass uns nicht mehr das Urbild der Daseinsbedingungen des Kindes vorschwebte, dessen künstlerischer Ausdruck etwa die Madonna della Sedia ist, die irdisch-mütterlichste aller Madonnen mit dem Kinde. Und im Heimweh nach dieser Urform können wir Erzieher uns nicht damit bescheiden, unsere Schüler aufzunehmen und unsere Kunst an ihnen zu versuchen, gleichviel von wannen und wie sie zu uns kommen. Die Pädagogik kann heute nur unter der Bestrahlung durch die Sozialpädagogik und die weitesten Menschheitszwecke richtig gewertet werden; sie weisen auch der Individualpädagogik erst die richtigen überindividuellen Ziele. Aus dem Rahmen des grossen Gesamtbildes heraus erkennen wir zwar, dass der pathetische Ruf: „Gebt der Familie die Mutter und der Mutter die Kinder zurück!“ im Waffengeöse der Gegenwart wirkungslos verhallen muss. Denn so viele Millionen Männer in den Krieg und in den Tod gehen, beinahe so viele Millionen Frauen müssen in den Fabriken Geschosse herstellen, die die Gatten anderer Frauen, die Väter fremder Kinder töten. Und an Stelle jedes Mannes, der fällt oder zum Krüppel geschossen wird, muss auch nach dem Kriege eine Frau das Brot für eine Familie verdienen. Die Auflösung der Familie hat also, allein schon von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, ihren Höhepunkt noch nicht erreicht. Man müsste den Sinn des Lebens und damit den Sinn jeder Erziehung in Frage stellen, wollte man nicht in den gegenwärtigen Weltgeschehnissen die *via dolorosa* zu einem höhern, sinnvollern Sein erkennen. Wir Erzieher zuletzt dürfen die unerschöpflichen Genesungskräfte der Menschheit bezweifeln; wir müssen unverbesserliche Optimisten, andachtsvolle Lebensgläubige sein. Wir müssen an die Zukunft glauben, für die wir erziehen sollen; denn wir und unsere Zöglinge sollen sie ja aufbauen. Mit der Genesung der Menschheit von den schlimmsten Gebrechen der Gegenwart wird aber die Genesung der Familie mindestens parallel gehen müssen.

Denken wir an die Verpflichtungen der Lebenden dem ungeborenen Geschlecht gegenüber, so möchte man meinen, der Krieg sollte wenigstens eine gute Frucht gereift haben. Selbst heute, da das Kanonenfutter rar zu werden beginnt, halten die Staaten noch nicht den ersten besten tauglich zum Lebenvernichten; sollte nicht der Gedanke naheliegen, es sei auch nicht der erste beste tauglich

zum Lebenzeugen? Dürfte im Zeitalter der Biologie die alte Forderung Lykurgs, Platos, Thomas Morus', Spencers und Nietzsches eines reinen Stammbaumes für jeden Menschen nicht, statt dem selbstsüchtigen Hinweis auf individuelle Rechte, der Begründung durch überindividuelle Pflichten begegnen? Leider ist dieses heutige Zeitalter der Biologie auch die Zeit, da man Rekruten für 1937 fordert; da ist die Mahnung wohl verfrüht, dass die Eltern sich nicht fort-, sondern hinaufpflanzen, dass sie selber „rechtwinklig gebaut seien an Leib und Seele“.

Eine zweite Forderung an den Staat ist die der Erziehung der heranwachsenden Jugend zum Eltern-, oder allgemeiner Erzieherberuf in der obligatorischen Fortbildungsschule. Für die Mädchen dürfte sie ja nachgerade selbstverständlich geworden sein. Ihrer bedürfen nicht nur die künftigen Mütter, sondern auch die vielen Vizemütter, die keinerlei Berufsbildung als solche erhalten, die Dienstmädchen, und nicht zuletzt die Tanten und Hausfreundinnen, die aus Leibeskräften die Kleinen verziehen helfen. Warum die Jünglinge der Erziehung zum Vaterberuf nicht bedürfen sollen, ist mir nicht recht klar; vielleicht wird die Eignung dazu dem genialen Geschlecht im Traume beschert. Gerade die Verantwortung gegenüber den Kommenden ist noch weit mehr Gewissenssache der jungen Männer als der jungen Mädchen. Will man die Erziehung dazu der Gasse und der Gosse vorbehalten?

Den Daseinswert der bestehenden Einrichtungen zum Ersatz und zur Ergänzung des Elternhauses können wir also nur bejahen und deren lückenloses Ineinandergreifen befürworten. Der Masstab der Güte aller ausserhäuslichen Erziehung ist die gute Familienerziehung. Es ist ein gelinder Trost dem notwendigen Übel so vieler Notbehelfe gegenüber, dass lange nicht alle häusliche Erziehung gut, dass die selben Grundübel, die die Familienerziehung so vielfach verunmöglichten, sie auch mannigfaltig entwerteten. Als der Grossvater die Grossmutter nahm, waren die Menschen wohl kaum besser als heute. Aber sie lebten als Landleute oder im handwerklichen Kleinbetrieb in der Kleinstadt ein einfacheres, gesunderes Leben in sanfterm Tempo als die Menschen von heute, die selber vielfach schon nicht mehr von Eltern erzogen wurden und zum Erziehen keine Zeit mehr haben. Unsere Grosseltern lebten noch in naturgemässern Verhältnissen, wo der Elterninstinkt zum Erziehen zur Not ausreicht. Ersatzmittel aber hinken auch zeitlich immer hinter dem Bedürfnis drein.

An Säuglingsheime und Kinderkrippen muss vor allem die Forderung erhoben werden, dass die Pflegerinnen ausschliesslich auf Grund ihrer Eignung, ganz besonders ihrer gemütlichen Eignung, eingestellt, dass ihnen eine berufliche Vorbildung, z. B. durch einen Kurs für soziale Fürsorge, zuteil werde, dass sie dann aber auch, im Gegensatz zur heute fast allgemein herrschenden Praxis, mit Mass beschäftigt werden. Auch der Säugling darf keine Nummer sein. Man konnte einmal von einer gewissen Frauengruppe die Behauptung hören, es sei gleichgültig, wer dem kleinen Kinde die Windeln wasche. Vorausgesetzt, dass sie gut gewaschen werden, ja; nicht gleichgültig aber ist, ob das kleine Kind angelächelt, angebrummt oder angeschrien, ob um sein Leben gezittert, mit einem Wort, ob es geliebt wird oder nicht. In tadellos, aber auch schablonenhaft geführten Säuglingsanstalten machte man die Beobachtung, dass die Kleinen nicht nur seelisch, sondern sogar körperlich schlechter vorankamen als der Durchschnitt der Familienpfleglinge. Liebersatz ist nicht käuflich; glücklicherweise gibt es aber eine ziemliche Anzahl naturbestimmter Ersatzmütter. Ihnen und nicht Mietlingen sollten kleine Kinder anvertraut werden.

Ich neige zur Ansicht, dass das Kind nur bis zur Vollendung des dritten Lebensjahres in der Krippe verpflegt werden sollte, damit der Übergang in ein neues Heim in ein Alter fällt, wo den Kleinen das von Hand zu Hand gehen noch weniger fühlbar wird. Denn dieses durch viele Hände gehen, von denen die eine streichelt, wofür die andere den Drohfinger erhebt, während die dritte beim selben Anlass gar strafend niedersaust, ist eine der Schattenseiten der ausserhäuslichen Erziehung, die sich leicht an dem ersten Naturrecht des Kindes, zu wissen, wo es daheim ist, versündigt.

Ich würde für den Altersabschnitt von der Vollendung des dritten Lebensjahres bis zum Schuleintritt für alle normalen Kinder, deren Mütter erwerbstätig, krank, gestorben oder zur Erziehung nicht befähigt sind, den Kindergarten vorschlagen. Aber nicht einen „Garten“, der aus vier Wänden, einigen Bänken und einer Tante besteht. Mein Kindergarten klingt etwas nach Zukunftsmusik, und Sie haben daher jedes Recht, ihn zu belächeln. Hören Sie vorerst, was für Beobachtungen mich auf den Gedanken der Wünschbarkeit einer Umgestaltung des Kindergartens brachten. Dass damit gegen keine Tante der Welt ein Tadel ausgesprochen wird, ist ja selbstverständlich. Der Tadel trifft uns alle, trifft die Gesellschaft; wir Lehrer nehmen den vielen Tadel an der Schule auch nicht persönlich.

Ein kleines Erlebnis ist sprechender als viele Worte. Vor vielen Jahren an einem Luzerner Fastnachtstag war's, da beobachtete ich auf dem Kornmarkt ein 3—4jähriges Mädchen. Es war als Rotkäppchen gekleidet, hatte aber seine Rolle, die Fastnacht und seine Begleiter völlig vergessen, denn es hatte, vielleicht zum erstenmal, die zahmen Tauben auf dem Platze entdeckt. Die Bäcklein glühten, die Augen leuchteten, die Händchen griffen auf und nieder im Takte, in dem die Tauben zwei Schritte vor ihm aufflogen und sich niedersetzten. Die Vorübergehenden blieben stehen und sahen ihm zu, die Geschwister riefen es; das Kind sah und hörte nichts, es war ganz Ausdruck seines Lebenshungers, ganz Staunen und ganz Tat. Endlich packte das grössere Schwesterchen es bei der Hand: „Komm in die Weggisgasse, dort geht's lustig!“ Das Kind wehrte sich mit Händen und Füßen; es half nichts, es musste hinuntersteigen aus dem Paradies einer ihm ureigenen echten Freude in die ihm fremde Welt des Genusses, aus der innigsten Sammlung zur Zerstreung, aus dem glückseligen Reiche des Nichtwissens, was die Leute um einen tun und sagen, auf den Markt der Nichtigkeiten, wo man gafft und angegafft wird.

Ich teile nicht den Standpunkt Rousseaus, dass der Mensch gut aus der Hand des Schöpfers hervorgehe. Aber ich meine, dass mindestens die Hälfte ihrer Fehler unsern Kindern nicht angeboren, sondern anezogen sind. Wir halten das Kind für eine Hülle um eine Leere, und meinen, wir müssen ihm durch Reden, Mahnen und Schelten die Seele erst einhauchen, wobei wir leicht in Versuchung kommen, ihm unsere eigene ausgewachsene und oft etwas verwachsene und zu klein geratene Seele einzublasen. Die Seele des Kindes ist da; sie hat die grosse Sehnsucht, herauszukommen und mit allen fünf Sinnen auf Entdeckungsreisen zu gehen. Alles, was wir tun können, ist, dem Kind das naturgemässe Reich zu geben, das es kreuz und quer durchstreifen kann und es so selten und so rücksichtsvoll darin zu stören, wie man an die Studierstube eines Gelehrten klopft. Naturgemäss ist dem Kinde die Natur: Wiese, Wald im Wechsel der Jahreszeiten, und Tiere. Das erste wirklich begehrte Spielzeug des Kindes, das ein Symbol einer Wirklichkeit ist, ist nicht die Puppe, sondern eine hölzerne Kuh, ein Schäflein oder ein Bär. Dann kommen die Urbilder der Sinnbilder, die Haustiere, aber auch jedes andere erreichbare Tier. In der guten bildenden Kunst sind Kind und Tier fast unzertrennlich; diesem Verhältnis haben Erzähler eigener und fremder Jugend die gemütvollsten Seiten gewidmet. Dem Kinde ist kein Tier uninteres-

sant und ekelhaft. Ich erinnere Sie an die berühmt gewordene Hosentasche des Erasmus von Otto Ernst mit ihrem krabbelnden Inhalt. Rosegger erzählt, dass er und seine Geschwister ein weisses Zicklein unvergleichlich mehr liebten als sich untereinander, und wie er heulte, als der Metzger den Löbel holte. Meinrad Lienert gar lässt uns miterleben, wie das Marannli durch eine kühne Tat das ebenfalls zum Tode verurteilte Lützelweissen rettet. An einer Ostermontagsversammlung der Sektion Luzern des S. L. V. erzählte uns der längst zur Ruhe gegangene erste Direktor des Friedensmuseums, dass ihm als Kind Hühner die weitaus liebsten Spielkameraden waren, in deren Gesellschaft er verächtlich auf die toten Bleisoldaten herabsah, ein Spielzeug, das, wie alles Soldatenspielen, auf dem blutig-ernsten Hintergrund der heutigen Weltgeschichte aufhören sollte, Kinderspielzeug zu sein. Ich selber betrieb als Fünfjährige in einer Ofenkachel ausser Dienst eine Schneckenzucht, wobei nur ich mich wohler befand als die Schnecken. Der Erzieher muss das Kind belehren, dass dem Tier seine besondern Lebensbedingungen gesetzt sind, dass es ihm nicht seine eigene Tagesordnung, Nahrung, oder gar seine Medizin aufdrängen darf. Der Umgang mit dem Tier darf nicht Spiel sein; er muss zur Freundschaft erhöht werden. Wenn im Kinde rechtzeitig Berücksichtigung der Eigenart jedes Tieres geweckt wird, dann wird es unschwer später Achtung auch vor den jedem menschlichen Individuum innewohnenden Lebensgesetzen empfinden.

Einen weitem unschätzbaren erzieherischen Vorteil des Umganges mit Tieren bietet deren Pflegebedürftigkeit. Für das Vergnügen ihrer Gesellschaft muss das Kind danken durch Sorge für ihre Wohnstätte, Nahrung und Reinlichkeit. Was man aus Liebe tut, tut man gern und gut und denkt von selber dran. Diese Arbeit aber ist nützlich, hat nicht nur eingeredeten Wert, wie die Körbchen und Dingelchen aus dem heutigen Kindergarten, womit die Mutter die ohnehin schon mit tausend konventionellen Unentbehrlichkeiten vollgestopfte Wohnung „zieren“ muss, damit dem Kind der ihm unentbehrliche Glaube erhalten bleibe, etwas Brauchbares geleistet zu haben. Das Kind will arbeiten; wir brauchen es nicht mühsam dazu zu erziehen, wir müssen ihm nur die richtige Arbeit geben oder sie ihm lassen, und frühe Gewöhnung zu nützlicher Arbeit ist ein unschätzbares Gut fürs Leben, kein Millionär kann seinen Kindern ein besseres vererben.

Wenn eine Kindergruppe mit einem Tier zusammentrifft, dann ist unfehlbar das Tier die Hauptperson; der Held ist jenes Kind, das

vertraut mit ihm umzugehen versteht; alle andern Kinder sind Statisten. Man redet viel davon, dass das Kind in seinem frühen Werdegang die wichtigsten Entwicklungsstufen der Menschheit durchlaufen müsse. Der Urmensch war unsozial bis zum Fremdenmord; gewisse Tiere dagegen verstand er frühe, sich vertraut zu machen. Ich frage mich, ob wir nicht besonders unsere Stadtkinder eine Entwicklungsstufe ihres sozialen Empfindens überspringen lassen und dadurch ihren Geselligkeitssinn einerseits überreizen, andererseits verflachen. Vergewärtigen wir uns einmal den sonntäglichen Spaziergang einer durchschnittlichen Pfahlbürgerfamilie. Auf schnurgeraden, bekiesten Alleen oder langweiligen Landstrassen stolzieren zwischen geputzten Eltern, Tanten, Onkeln geputzte Kinder. Besonders die Mädchen sind eigens zur Welt gekommen, ihre weissen Stiefel und gestickten Kleider spazieren zu führen. Die Kleinern streben noch nebenauss, werden aber bald wieder eingefangen; die wohlgezogenen Grössern finden bald Geschmack an der Unterhaltung der ganz Grossen. Und ich gestehe, ich habe selten beobachtet, dass selbst ziemlich gebildete Menschen, die sich nicht täglich sehen und sich mancherlei Neues zu sagen wissen, die nicht leichte Entsagung geübt hätten, den Unterhaltungsstoff einem jugendlichen Hörerkreis anzupassen. So werden die Kinder sehr früh klug und weise, und wir brauchen uns nicht zu wundern, dass es nach dem Worte Dumas' so viele kluge Kinder und so viel dumme Menschen gibt, oder so viele Kaffeeschwestern und Bierbrüder, so viele Kinder, die das Staunen jenes kleinen Rotkäppchens früh genug verlernen, jenes Staunen, das die Urform alles selbständigen Denkens ist, der Gegensatz zu der Philisterwelt der Selbstverständlichkeiten. Staunte doch Kant bis ins hohe Alter über zwei Dinge: den gestirnten Himmel über sich und das ungeschriebene Gesetz in sich. Ich weiss mir kaum einen unglücklichern Augenblick in der Schule, als wenn ich wieder einmal inne werde, dass die grössern Kinder die zunächst fast komischen, in der Wirkung aber tragischen Widersprüche zwischen den Lehren, die wir ihnen geben und die wir selbst befolgen, bereits überbrückt haben: Liebe den Nächsten wie dich selbst, aber jeder ist sich selbst der Nächste; du sollst nicht töten, aber — Angreifen ist sicherer als Abwehren. Die Kinder brauchen eine wahre Welt, und unsere Welt ist voller Lüge und Heuchelei. Die Kinder brauchen eine reiche Welt, und die Welt so vieler Erwachsenen ist arm. Geben wir den Kleinen ihre eigene Welt zurück, Sonne, Freiheit, Lachen, aber auch Stille, Ernst, Einsamkeit!

Ich fürchte, ich habe Ihre Erwartungen zu hoch gespannt, als dass ich sie erfüllen könnte. Es ist leichter, Bestehendes verneinen, als Besseres an seine Stelle setzen. Mein Vorschlag ist in dieser Form wohl nicht durchführbar; doch vielleicht gelingt es praktischeren Köpfen, ihn zurechtzustutzen und in Leben umzusetzen. Wohl nicht heute oder morgen, aber auch nicht erst im Reiche des ewigen Friedens, wo hoffentlich keine Kindergärten mehr nötig sind. Denken Sie sich also an eine der nächsten Durchgangsstationen versetzt zwischen heute und der kindergartenlosen, der herrlichen Zeit.

Es ist morgens halb acht Uhr. Lustig bemalte Wagen fahren aus dem Mittelpunkt der Stadt nach allen Richtungen. An wichtigern Strassenkreuzungen wartet ein Trüpplein frischgewaschener Büblein und Mädlein, von grössern Geschwistern sorglich geleitet. Mit starken Armen hebt der freundliche Kondukteur sie in das fahrende Häuschen. An der Grenze von Stadt und Land hält das Fahrzeug. Dort hat die Stadtgemeinde einige grössere Bauerngüter gekauft und zu Vorzugsbedingungen an Leute verpachtet, die Kopf und Herz am rechten Fleck haben. Knechte und Mägde sind da, die nicht fluchen, sich nicht betrinken und keine rohen Spässe machen. In der Nähe des Hauses ist eine kleine Halle, die im Sommer offen, im Winter heizbar ist. Hier empfängt eine Tante das dem Wagen entsteigende Trüpplein von vielleicht zwanzig Braun- und Flachsköpfen. Die Kleinen, die nicht schon von Hause ein leinenes, fast unzerreissbares Kittelchen anhaben, werden umgekleidet; die Kleidchen brauchen nicht einförmig und einfarbig zu sein. Dann teilt sich die Gesellschaft nach Pflicht und Neigung. Es gibt eine Menge Geflügel, Kaninchen, Hunde und Katzen zu füttern, Eier auszunehmen, Futtertröge zu reinigen, frische Streue zu beschaffen. Jedes Kind hat sein Amt, an das es nur im Notfall erinnert wird. Die Bäuerin hält Frühlingswäsche; Späne und Holz müssen herbeigetragen, Klammern gereicht und beim Abnehmen wieder ins Schürzchen aufgefangen und versorgt werden. Pferde werden ein- und ausgespannt und zur Schwemme geführt; die Buben dürfen darauf reiten, auch die kleinen Mädchen, denn in jenen Tagen schickt es sich, dass auch sie ihrer Arme und Beine froh werden. Das kleine Volk streift durch Felder und Wiese, wo gepflügt, gesät oder gemäht wird. Überall sind Menschen; aber wir sind auf einem, währschaften Bauerngut. Die Grossen sind nicht der Kinder wegen da, sie arbeiten; aber alle halten dabei ein Auge auf die Kinder. So lernen die Kleinen Ehrfurcht vor allem, was wächst und grünt, kein Blättchen mutwillig abzupfen oder zertreten,

dagegen „Chrut und Uchrut“ unterscheiden, nützliche Pflanzen sammeln, dörren und der Mutter heimbringen. Und wenn eins dabei stillvergnügt sich in einem grünen Winkel verträumt oder mit einem Schmetterling Zwiesprache hält, wüssten wir es besser zu beschäftigen? Vielleicht wendet man mir ein, im heutigen Kampf ums Dasein bleiben Träumer auf der Strasse liegen. Ich unterscheide zwischen Traummenschen und harmonisch entwickelten, also auch einiger Beschaulichkeit fähigen Menschen. Im Kampf ums Dasein brechen leicht gerade jene Streiter körperlich und geistig zusammen, deren Seele das Zentrum fehlt. Ursprüngliche Naturempfindung aber kann wenigstens ein Weg sein, ein Heiligtum für die Seele zu finden. Es sind ja umgekehrt gerade jene stahlharten Nur-Tatmenschen, die den andern den rücksichtslosen Kampf ums Dasein aufdrängen.

Die frischgemähte Wiese ist der prächtigste Spielplatz; neben der Arbeit möchte ich dem Spiel, besonders dem Bewegungsspiel, das Recht gewahrt wissen. Zu Mittag decken die Kinder sich selber den Tisch in der Halle und die Tante trägt ein ländlich einfaches Mahl auf, das die Bäuerin zu schmalzen nicht vergessen hat. Die Kleinen lernen manierlich mit Löffel und Gabel umgehen und appetitlich essen. Hernach spülen die Grössern die Teller rein, die Kleinern legt die Tante auf Liegestühle zur Siesta. Die Tante ist der ruhende Pol in dem bewegten Leben und Treiben. Zu ihr hüpfen man mit einem unerhört neuen Fund, und bei ihr weint man seinen unerhörten Kummer aus. Sie kühlt Beulen und heilt die Risse in den am Ende doch nicht ganz unzerreissbaren Höslein; kurz und gut, sie ist eigentlich keine Tante, sondern eine verständige, ein bischen allwissende, nicht überängstliche, gar nicht nervöse Mutter. Eine Mutter, die auch schöne Geschichten und Märchen weiss. Eine Mutter Gertrud, die Samstag Abend Gewissenserforschung mit Lise und Niklas hält, eben so kurz und nachdrücklich wie jene, nur vielleicht mit jedem Kinde unter vier Augen. — Bei Regenwetter finden die Kinder in Küche und Kammer, in Stall und Tenne, Holz- und Wagenschuppen immer noch mannigfaltigere Betriebsamkeit als in der weitläufigsten Stadtwohnung. Im Winter kommt man mit dicken Fausthandschuhen und Schlitten angefahren. Der Schnee ist ein ideales Baumaterial. Die blaugefrorenen Näschen und kribbelnden Finger lässt man bei Tante im warmen Winkel auftauen. Als Ausnahmebeschäftigung möchte ich der Fröbelschen Handarbeit durchaus nicht jeden Wert absprechen, noch weniger dem Puppenspiel und der Puppenschnei-

derei. Um vier Uhr wird die Gesellschaft mit Milch und Brocken gefüttert, die nicht nach der Brotkarte abgewogen sind, und um sechs Uhr sammelt die Tante die Küchlein um sich und fährt in dem bunten Gehäuse mit ihnen zur Stadt zurück. Ungetrübt bleibt so die kindliche Seele von den Szenen und Bildern der Grosstadtstrassen, die nach dem Worte eines amerikanischen Pädagogen des Teufels Kindergarten sind.

Die übrigen Vorteile einer derartigen Kindergartenerziehung kann ich nur andeuten. Was für unsere Stadtkinder ein fast beständiger Aufenthalt in freier Luft, die Betätigung aller Muskeln und aller Sinne bedeutet, liegt auf der Hand. Gewiss würde dann auch die Klage der Lehrer verstummen, die Kinder brächten in die Schule nur Worte und keine auf Sinneswahrnehmungen beruhenden Begriffe mit, eine Lücke, die die heutige Schule, soweit sie noch ganz vorwiegend Lernschule ist, nur schwer auszufüllen vermag. Schülern, die durch einen solchen Kindergarten gegangen wären, würde in der Lernschule wohl das nötige Sitzleder fehlen; sie würden selber suchen, zugreifen, bilden und schaffen wollen; sie wäre also die gegebene Vorstufe zur Arbeitsschule. In städtischen Verhältnissen und Internaten gebildete Lehrer würden durch solche Schüler leicht in die Enge getrieben, da diese von manchen Dingen viel klarere Vorstellungen und Einzelkenntnisse mitbrächten, als unsereins sie beim Antritt eines Wirkungskreises im Schulsack mitführt. Eine Ausgestaltung der Lehrerbildungsanstalten nach dieser Richtung wäre unvermeidlich. Das alles ist ja ohnehin geplant und beginnt mancherorts bereits sich zu verwirklichen. Aber es scheint mir, die Grundfrage einer der menschlichen Natur und den Bedürfnissen des Lebens besser angepassten Erziehung und Bildung müsste schon in frühester Jugend gelegt werden und es komme viel darauf an, dass gerade die ersten Lebenseindrücke schön, wahr, gut, mannigfaltig und doch nicht verwirrend seien.

Ich glaube, dass ich zu meinem Plane eines etwas veränderten Kindergartens unbewusst und indirekt durch einen Vortragszyklus „Psychologie des Verbrechens und der Strafe“ angeregt wurde, den im Winter 1901/02 F. W. Förster in Zürich veranstaltete. Förster erzählte damals von einer Musterstrafanstalt im Staate New York, die er selbst besucht hatte und deren Grundprinzip sei, in der Seele der Verbrecher Interessen zu erwecken, die durch die Erziehung vernachlässigt worden seien. Menschen, die sich ein Roheitsverbrechen zuschulden kommen liessen, werden zuerst zu Gartenarbeiten, dann

zur Pflege von Tieren und endlich zur Fürsorge für Menschen, z. B. zur Krankenpflege, herangezogen; nur 15 Prozent der Sträflinge dieser Anstalt werden rückfällig. — Erfüllen wir also schon die Seele des Kindes mit gesunden Lebensinteressen, denn Prophylaxis ist sicherere, mühelosere und fruchtbarere Erziehung als die schönste spätere Heilerziehung.

Halten wir auf unserer Rückkehr vom Kindergarten der Zukunft auf einen Augenblick in einem guten Kindergarten Einkehr. Wissen Sie, was mir darin am wenigsten gefällt? Dass die Kleinen, so zart sie sind, schon das Gefühl bekommen müssen, der Mensch zähle nur in Herden, nur in der Vielheit sei er ein Ganzes. Ein singendes Kind, ein betendes Kind, entzückend! Ein betender Kindergarten, ein plärrender oder Verslein plappernder Kindergarten — es läuft mir kalt über den Rücken. Gemeinsam arbeiten, gemeinsam spielen, gemeinsam beten, singen, sich schneuzen — es ist nicht immer schön, aber man bringt es fertig. Das Beste bringt man leider nicht fertig: die Kinder kollektiv, d. h. als verantwortliche Mitmenschen denken lernen, sie lernen nur kollektiv nicht denken.

Und noch eins. Man kann in Gemeinschaft Gutes oder Böses tun; aber man kann nur bei sich allein das Gewissen fragen, ob man Gutes oder Böses getan hat. Wer das nicht für sich allein lernt, verlernt es. Das Böse, das heute in der Welt umgeht, ist der Triumph des Massengewissens über das Einzelgewissen. Geben wir jedem Kind sein Gewissen, oder vielmehr lassen wir es ihm, denn es bringt es mit zur Welt — dann wird das Kind wieder staunen über die Diplomatsensprache, die Haus, Gesellschaft und Staat beherrscht, und aus den staunenden Augen der jungen Menschen erneut sich die alte Menschheit. Wenn wir die jungen Gewissen stark und frei werden lassen an dem ungeschriebenen, unauslöschbaren Gesetz in jeder Brust, statt sie in Zwangsjacken verkümmern und erstarren zu lassen, dann dürfen und müssen wir auch Ernst machen mit dem vornehmsten Rechte der Demokratie, der Gewissensfreiheit. Das Geheimnis der Staatserhaltung ist Staatsverjüngung.

Thesen:

1. Die natürliche Erziehungsstätte für das Kind ist die gesunde Familie. Ihr stehen die besten Mittel für die körperliche Pflege, die Bildung von Geist, Gemüt und Charakter des Kindes zur Verfügung.

2. Die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse machen die Ergänzung, ja den Ersatz der Familienerziehung durch Anstalten und Kinderheime notwendig.
3. Die Aufgaben der Pädagogik können heute nur im Rahmen der Sozialpädagogik umschrieben werden.
4. Im Interesse der Jugend ist auf pädagogische Zweckmässigkeit, Konzentration und Vervollständigung der Fürsorgeeinrichtungen zu dringen.
5. Für Kleinkinder-Anstalten, Bewahrungsheime usw. sind die Pflegerinnen auf Grund ihrer seelischen Eignung auszuwählen, für ihre Aufgabe vorzubereiten (Jugendfürsorgekurs) und in ihrer Arbeit nicht zu überlasten.
6. Kinder über drei Jahren (bis zum schulpflichtigen Alter), die im Elternhaus nicht die richtige Pflege und Erziehung finden, sind dem Kindergarten zu übergeben.

Der Kindergarten erweist sich nicht bloss in Städten und Industrieorten, sondern auch in landwirtschaftlichen Orten als Wohltat und Notwendigkeit.

7. Der Kindergarten bedarf in hygienischer und erzieherischer Hinsicht der Umgestaltung. Diese dürfte in der Verbindung des Landerziehungs- und des Familiengruppensystems liegen.

2. DAS SCHULPFLICHTIGE ALTER. VORTRAG VON E. MÜHLE- THALER, BERN.

Als Motto möchte ich meinem kurzen Referat ein Wort Jeremias Gotthelf — aus „Anne-Bäbi Jowäger“ — voranstellen, das zeigt, wie dieser grosse Menschenkenner, lange bevor man das Schlagwort vom Jahrhundert des Kindes geprägt hat, das Kind einschätzte:

„Wenn es zu Grabe läutet und einer fragt: „Wen begräbt man heute?“ so antwortet vielleicht der andere: „Ume es Ching“. Ume es Ching ist bald gesagt; aber wer es sagt, weiss nicht, was er sagt. Ume es „Ching“! Und wer weiss, was ein Kind ist und was ein Kind birgt? Das Kind ist ein Neujahrstag und der Neujahrstag trägt ein ganzes Jahr in seinem Schosse; ein Kind ist ein Rätsel, und in diesem Rätsel liegt vielleicht der Stein der Weisen. Ein Kind ist unendlich mehr als ein Mann; um den Mann sind bereits die Schranken seiner Beschränktheit gezogen und ziehen alle Tage sich enger; ums Kind liegen noch keine Schranken. Was gross war auf Erden, war ume es